

Pluto

Am Ende der Straße geradeaus

Lara Taveirne

An extract pp 54-56; 68-75; 88-93; 127-136

Original title Pluto
Publisher Prometheus, 2021

Translation Dutch into German
Translator Lisa Mensing

© Lara Taveirne/Lisa Mensing/Prometheus/Flanders Literature – this text cannot be copied nor made public by means of (digital) print, copy, internet or in any other way without prior consent from the rights holders.

p 54-56

Lieblingssommer 1987

Lieblingssommer? Danach wurde in Freundschaftsbüchern nie gefragt, obwohl ich gerade darauf eine Antwort gewusst hätte, ohne hundert Mal auf die Rückseite meines Kugelschreibers klicken zu müssen. Der schönste Sommer meines Lebens war der Sommer in Pluto.

Sollte ich irgendwann doch noch die Möglichkeit bekommen, diese Frage zu beantworten, würde ich es in dicken Druckbuchstaben aufschreiben und dafür Dominiques Buntstifte benutzen. Aus den Os würde ich Sonnen machen. Die I-Punkte wären Herzchen.

Pluto – so nannten wir das Deichhaus, das meine Mutter aus einer Laune heraus im Frühjahr 1987 gekauft hatte. Der Name bezog sich nicht nur auf das Haus, sondern auf die ganze Gegend, auf das erstarrte Flachland, das über eine halbe Stunde Fahrtweg von der Stadt entfernt war. Pluto war das Land hinter der Kanalkrümmung. Der Ort, wo Mückenschwärme über den Gräben schwebten. Es war die Summe der schweisamen Äcker, die verkleckerte Gülle auf dem Schlängelweg, die Sonne, die mit Lauge gewaschen worden war, um extra hell über den paar Bauernhöfen zu scheinen, die in großem Abstand über die Landschaft verteilt waren.

In Pluto gab es immer und überall eine Abkürzung durch die Maisfelder. Der Horizont machte für die Kirchturmspitze in der Ferne einen kleinen Buckel. In den dunkelgrünen Gräben trieben Zweige und tote Fische vorbei, aber man konnte darin auch die vorbeiziehenden Wolken betrachten. Pluto war das Geräusch der Stille, außer nach einem heißen Tag, wenn sich der Himmel stahlgrau verfärbte und der Wind weit oben in den Pappelwipfeln rauschte, kurz bevor das Unwetter hereinbrach.

Dort, gut versteckt im Hinterland, hielten sich die Tage nicht an die Stunden. Die Zeit war genau wie der Teer zwischen den Betonplatten geschmolzen.

Der Zufall brachte uns nach Pluto. Der Zufall und das Talent meiner Mutter, nie etwas infrage zu stellen. In einem Café in der Stadt hatte sie mit jemandem gesprochen, der anscheinend der Freund eines Freundes war. Das war nichts Besonderes. Der Freundeskreis meiner Mutter war so groß, dass überall Freunde von Freunden auftauchten. Weil es so schwierig war, sich über einen leeren Tisch und mehrere Stühle hinweg richtig zu unterhalten, hatten sie sich zusammen an einen Tisch gesetzt, in der ersten Frühlingssonne, irgendwo auf einem von Menschen überspülten Platz, die genau wie sie die ersten Sonnenstrahlen auf ihrem Winterfell glühen spürten.

Er erzählte, dass er das Sommerhaus seiner Eltern verkaufen wollte, aber nicht genau wusste, ob eine Anzeige in der Zeitung der richtige Weg wäre – „Oder funktioniert so ein Zettel an der Pinnwand im Supermarkt besser?“. Meine Mutter hatte sich höflich interessiert gezeigt, aber überlegte eigentlich schon, mit welcher Ausrede sie wieder an den eigenen Tisch ziehen konnte. Doch als bei der Beschreibung des Hauses Wörter wie „abgelegen“, „überwuchert“, „Backsteinhaus“ und „Schleuse“ fielen, rutschte der Hintern meiner Mutter gespannt bis zur Kante des Korbstuhls vor. „Eine Schleuse? Wie muss ich mir das vorstellen, Alain?“ Woraufhin Herr Alain ein verschwommenes Polaroid auf den klebrigen Tisch legte. Das Foto war vom Deich aus gemacht worden. Meine Mutter drückte sich die Nase an dem quadratischen Bild platt. Ein Forsythienstrauch wuchs über ein Überlaufbecken mit zwei morschen Schleusentoren. Dahinter lag ein wunderschönes Häuschen mit einem durchhängenden Dach, einzelne Dachziegel waren aus Glas, die Fensterläden grün gestrichen.

Als der Freund eines Freundes ein paar Wochen später einen großen Schlüsselbund bei uns vorbeibrachte, warf meine Mutter sich ihm in die Arme und verlangte von uns, das gleiche zu tun. Sie betrachtete ihn mittlerweile als Freund ohne Mittelsmann.

Der Schlüssel wurde übergeben, nachdem meine Mutter beim Notar einen ganzen Stapel Papiere unterzeichnet hatte. Ihre prunkvolle Unterschrift war die einer Königin, so eine, die mit viel Trara hoch- und runterging und am Ende wieder zum Ausgangspunkt glitt. Das J war ein Angelhaken, der tief im Wasser hing, das H thronte über allem.

Josepha. Sie fand, der Name passe zu einer Pastorin. In sich selbst sah sie eher eine Ada oder eine Eve oder eine Oona. Sie war schon vierzig Jahre lang auf der Erde, aber sie dachte sich immer noch neue Namen für sich aus. Übrigens auch für uns. „Was ist nur in mich gefahren, deine Schwester Dominique zu nennen? Jetzt denken alle, dass sie ein Junge ist. Würde Zoey nicht besser zu ihr passen?“

„Wie unsere Katze?“

„Ja, aber der geben wir dann einfach einen anderen Namen. Petronella zum Beispiel.“

Ungefähr dreißig Unterschriften später war meine Mutter eine Hauseigentümerin. Wir mussten ihr dringend beibringen, etwas umsichtiger mit ihrer Unterschrift umzuspringen.kehrten wir ihr nur kurz den Rücken zu, hatte sie ihre Unterschrift schon wieder unter was anderes geschwungen, am liebsten unter ein offizielles Dokument – bindende Verträge, aus denen man nie und nimmer rauskam.

p 68-75

In meinem Lieblingssommer war ich neun Jahre alt, Elisa dreizehn, Dominique fünfzehn, und Jane, die gerade sechzehn geworden war, fand es lächerlich, in dem Alter noch mitzumüssen. Sie war gerade dabei, sich von einer komplizierten Affäre mit einem Jungen zu erholen, der schon eine Freundin hatte, weshalb ihr eine Auszeit auf dem Land gar nicht so ungelegen kam. Wir halfen ihr den ganzen Sommer über dabei, passende Schimpfwörter für ihn zu finden. Wir leisteten gute Arbeit, denn wir sahen sie kein einziges Mal weinen.

Dominique weinte allerdings schon, und zwar Rotz und Wasser, weil sie an der Feuerstelle in einen rostigen Nagel getreten war. Die Spitze durchbohrte mühelos die schlaffe Sohle ihrer Lieblingsslipper und genauso mühelos mein Herz, weil Dominique mir versprochen hatte, dass ich sie haben dürfte, wenn sie ihr nicht mehr passten, und nicht Elisa, was die übliche Reihenfolge gewesen wäre. Unsere Mutter meinte, sie müsse nicht ins Krankenhaus. Sie goss eine Flasche Alkohol drüber. Dass das helfen würde, nahmen wir ihr

nicht wirklich ab, auch wenn wir zugeben mussten, dass es genau wie das Desinfektionsmittel in der Schule roch.

Eines Nachmittags schnitt mir Elisa die Haare ab. In Pluto gab es kein Badezimmer und keine Dusche, also wusch mir meine Schwester die Haare im Kanal. Nach der Haarwäsche waren unsere Beine vom langen Wassertreten ganz steif und meine Augen sahen aus, als hätte ich einen grässlichen Heulkampf gehabt.

Im Voraus wusste meine Schwester nicht, was für eine Frisur es werden sollte. Als sie fertig war, schon. „Ein Mini-Bob“, so nannte sie sie und wischte mir die abgeschnittenen Haarsträhnen von den Schultern. Meine alte Frisur fiel auf den Boden. Auf den Fotos vom schönsten Sommer meines Lebens bin ich der kleine hässliche Junge.

Die Haare meiner Schwestern flocht Elisa zu dünnen Zöpfchen, die sie mit Stickgarn umwickelte. Ich wollte auch so ein buntes Würstchen in meinen Haaren haben, aber weil sie so kurz waren, konnte meine Schwester die Bänder nirgendwo befestigen. Für mich knüpfte sie deshalb ein Fußbändchen, mit Schnur und Perlen in Apfelblaumeergrün, meiner Lieblingsfarbe, was eher mit dem Wort und weniger mit der Farbe zu tun hatte.

Am späten Nachmittag, nach einem Omelett direkt aus der Pfanne, radelte ich zusammen mit Elisa zum Glascontainer, wofür wir etliche Kilometer am Kanal entlangfahren mussten. Wenn es nach mir ging, durften ruhig noch etliche Kilometer folgen. Elisa wartete geduldig mit dem Fahrrad zwischen den Beinen, wenn ich die Bremsen zog, weil ich eine hübsche Feder im Gebüsch liegen sah (Fasan!) oder weil ich kurz am Kanalrand nachschauen wollte, ob nicht gerade eine Leiche vorbeitrieb („Darf ich dann die Polizei rufen?“). In der Nähe des Glascontainers gab es so einen tollen Hügel, an dem ich ausprobieren musste, in wie vielen Sekunden ich es mit meinem roten BMX drüber schaffte. Elisa zählte laut: Ein Krokodil, zwei Krokodil, drei Krokodil...

Die Tradition sah vor, dass ich zuerst wach wurde. Unzählige Morgen beobachtete ich meine schlafenden Schwestern auf ihren dünnen Matten, verteilt auf den Fliesen. Sie brauchten viel Schlaf. Manchmal wirkte es so, als gehörte ich einer anderen Spezies an. Sie konnten zum Beispiel sehr lange über etwas lachen, was ich bestenfalls ein kleines bisschen lustig fand. Sie konnten ihre Frisur am Tag fünfmal ändern. Beim Plumpsklo draußen standen zwei große Packungen Binden, weil die ganze Truppe schwesterlich zur gleichen Zeit blutete. Meine Mutter am stärksten, was mit den vier Geburten zusammenhing. Und Elisa ging damit am nachlässigsten um. Sie vergaß, die Dinger pünktlich zu wechseln, wodurch immer wieder Blut durchsickerte. Die Innenseite ihres Schlafsacks war so fleckig wie das Fell einer Kuh. Während der Toilettenaufenthalte las ich das Kleingedruckte auf den Verpackungen, zur Ablenkung, sonst hätte ich die ganze Zeit daran gedacht, was sich unter meinem Hintern abspielte. Was da alles im Scheißloch gärte und brodelte.

Ich machte laute Schnarchgeräusche oder heuchelte einen Alptraum, der mich unruhig und zappelig machte, aber meine Schwestern schliefen einfach weiter. Meine Mutter hatte einen Arm aus dem Bett gestreckt, einen Arm, der so tot aussah, dass der Rest ihres Körpers vor zwölf Uhr mittags auch nichts Gutes versprach.

Während wir die Zeit unseres Lebens hatten, fand unsere Mutter in Pluto ihren Rhythmus nicht. Das resultierte in halb getaner Arbeit. In der grellen Sonne vor der Haustür fing sie an, ein verschlissenes Nachtschränkchen zu streichen, in einer Farbe, die anstrengend für die Augen war, giftgrün, aus einem Eimer, den sie auf einem Regal im Schuppen gefunden hatte. Schon nach einer halben Tüte gab sie auf. Erst dachte ich, sie bräuchte eine Pause, es wäre Zeit für einen Drink, aber sie machte sich bei den Flaschen hinterm Bett nicht auf die Suche nach Resten. Also dachte ich, diese halbe grüne Tüte wäre Absicht, das hätte bestimmt etwas

mit Kunst zu tun, aber meine Mutter hockte sich auf den von Rissen durchzogenen Betonstreifen und hielt den dreckigen Farbpinsel wie einen besserwisserischen Finger in die Luft, doch die Eingebung einer großen, erhellenden Idee blieb aus. Sie saß einfach da, als hätte sie komplett vergessen, womit sie gerade beschäftigt gewesen war. Sie steckte sich den Pinsel in die Schürzentasche, zu dem zerknüllten Taschentuch, nahm den großen Korb und ging weg.

Ich ging ihr ein ganzes Stück nach, sah, wie sie hinter der alten Schleuse abbog. Auf dem Weg wuchs im Gebüsch viel Kamille, deshalb dachte ich, sie würde Blumen pflücken gehen. Jane hatte aus den Kamillenblüten eine Mischung gemacht, mit der sie ihre Salz-und-Pfeffer-Haare bleichen wollte, aber eigentlich stanken sie danach einfach nur und die gelben Blütenherzen verhakten sich. „Hat Tonia dir in die Haare gekotzt, oder was?“

Viel später – unsere Mägen knurrten schon – kam unsere Mutter zurück, aber ohne Blumen. Der Korb war auch verschwunden. Sie behauptete hartnäckig, ohne Korb losgezogen zu sein. Sie erzählte eine wirre Geschichte, aber plötzlich brach sie ab, als wäre das Tonband gerissen.

In jenem Sommer sind wir im Kanal geschwommen, genau wie unsere Mutter es sich vorgestellt hatte. Wenn mir kalt wurde, kletterte ich in den brüllend heißen Volvo. Man hätte darin Gemüse züchten können. An den Kunstledersitzen habe ich mir ein paarmal übel den Hintern verbrannt. Ich saß hinterm Lenkrad und tat so, als würde ich fahren. Auf der Frontscheibe war ein Halbmond zu sehen, der Bereich, den die Scheibenwischer nicht erreichten.

Im Schuppen fanden wir die alten Schläuche von Traktorreifen. Wir trieben stundenlang mit unseren Popos im Wasser, die Beine über den Rand hängend, und lasen Comics und Zeitschriften. Mit einer Hand ruderten wir im dunklen Wasser, um nicht abzutreiben. Ich flutschte immer wieder durch meinen Reifen, aber das war nicht schlimm, ich war gerne unter Wasser. Da war es still und kühl. Ich forderte meine Lungenkapazität heraus, erforschte die Tiefe des Kanals, den Modder, der dem Wasser seine dunkle Farbe gab und den Geruch erzeugte, der an unserer Haut kleben blieb.

Ich zählte, wie viele Luftblasen welche Wörter machten.

Tiefseetaucher. Wasserballett. Fährmann.

All meine Wörter flüchteten hastig an die Oberfläche, platzten oben im Licht auf.

„Nicht spritzen! Nicht spritzen!“, kreischten meine drei Schwestern, wenn ich prustend und atemlos aus dem Wasser tauchte.

Die Nachbarn in Pluto wohnten mehr als einen Kilometer weit weg. Jane störte sich daran, dass wir sie trotzdem als Nachbarn bezeichneten. Sie fand, der Begriff „Nähe“ habe seine Grenzen.

Sie hatten Kühe, die mit den Hinterteilen zum Gang standen. Braungefleckte Tiere mit dicken, geäderten Eutern und schmutzigen Schwänzen. Immerzu hörte man das Klirren ihrer Ketten, als wäre man in einem großen Gefängnis gelandet.

Die Leute hatten einen komischen Namen. Aber ich war trotzdem die Einzige, die den Namen gerne ab und an laut aussprach. In Pluto ging das. Zwischen dem Maisfeld und den plattgewehten Weiden konnte man nach Lust und Laune sein Herz erleichtern. Nur kleine, summende Tierchen mit durchsichtigen Flügeln hörten mit, aber die beeindruckte das nicht so wirklich.

Leberboor, so hießen sie. Und ich hatte mich nicht verhört, der Name war mit schwarzem Stift auf den Briefkasten geschrieben worden, eine Milchkanne aus Metall, in die ein Schlitz gesägt worden war.

Leberboor, das erinnerte mich an Lebertran. Das Wort schmeckte genauso eklig wie die Flüssigkeit.

Ihr Haus war voller Fliegen und es stand auch so einsam wie unseres zwischen den eingesäten Äckern und den billardgrünen Weiden. Auf dem Weg dorthin kam man an einer Weggabelung vorbei, in deren Mitte ein weiß getünchtes Heiligenhäuschen stand. Ein Motorradfahrer war quer hindurch gefahren. Den Gerüchten zufolge mit Absicht.

Es war Dominiques und meine Aufgabe, alle zwei Tage Milch bei den Leberboors zu holen. Die Familie bestand aus etwa dreißig buntgescheckten Milchkühen und drei Generationen von Menschen in blauen Overalls, die vor Menschenschweiß und Kuhmist starteten.

Jenny Leberboor war die einzige Tochter des alten Bauern, des Mannes, den sie Pepe nannten, weil er der Großvater ihrer beiden Kinder war.

Genau wie ihr Vater trug Jenny abgeschnittene Gummistiefel und hatte einen sehnigen Körperbau. Genau wie ich hatte sie kurze Haare, aber zum Ausgleich ließ sie sich die langen Haare an ihren Beinen stehen.

Mit ihren spröden Gärtnerinnenhänden rubbelte sie über unsere Köpfe, als wären wir gerngesehene Haustiere.

Ihren Mann sahen wir nur als bewegtes Bild, wenn er in seinem alten Mercedes an unserem Haus vorbeibrauste. Er hatte einen Schnurrbart und einen Hut, beides in Kleinformat. Er selbst war auch nicht groß. Er arbeitete als Hufpfleger. Hinter seinem silbergrauen Mercedes, auf einem Anhänger, stand eine Metallbox mit lauter Ketten, mit denen er die Kühe fixierte, damit er ihre Hufe behandeln konnte, ohne einen Schlag oder Tritt abzubekommen. Wenn er mit diesem Ungetüm hinter seinem Auto an unserem Haus vorbeifuhr, das klirrend und holpernd über die Löcher des unbefestigten Wegs rumpelte, machte das einen Höllenlärm.

Wir liefen Jenny in den kleinen, gefliesten Raum hinterm Stall hinterher, wo sie kniend den Kran vom Milchtank aufdrehte. Die weiße Flüssigkeit schoss mit voller Wucht gegen den vergilbten Messbecher.

In dem Kämmerchen hing ein säuerlicher Geruch, als wäre man in einem Becher mit verdorbenem Joghurt gelandet. Die Milch schmeckte auch ein bisschen so. Sogar der Pudding, den Jane daraus zubereitete und den sie mit Schokostreuseln dekorierte, schmeckte nie nach dem Pudding von zu Hause.

Einmal, beim Flaschenfüllen, hatten wir gesehen, wie sich auf dem dunkelblauen Stoff von Jennys Overall zwei Flecken bildeten, wie Schweißflecken, genau über ihren Brustwarzen. Auf dem Rückweg sagte Dominique beim Radfahren, ihre Brüste seien vom Stillen undicht. Ich traute der schwappenden Milch in Dominiques Fahrradkorb plötzlich noch weniger.

Jenny hatte zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, aber wir bekamen ihre Sprösslinge nur zu sehen, wenn sie uns für das Wechselgeld oder einen Prinzenkeks ins Haus bat. Die Kekse von den Leberboors wurden in einer Blechdose aufbewahrt, die ziemlich stark klemmte, weshalb Jenny ihre ganze Kraft aufbringen musste, um den Deckel zu lösen. Sie beugte dabei die Knie und kniff das Gesicht zusammen. Es sah so aus, als würde sie mitten im Wohnzimmer ihr Geschäft verrichten.

Manchmal kam es vor, dass gerade keine Kekse da waren. Dann wurde uns der Obstkorb unter die Nase gehalten. Zum Glück schaffte es meine Schwester jedes Mal, die dunkelbraunen Bananen zwischen den herumschwirrenden Fruchtfliegen unter dem Vorwand abzulehnen, wir hätten gerade erst gegessen.

Ihre Kinder waren schüchterne Wesen, die den ganzen Tag zusammen im Laufstall saßen. Felicity war eineinhalb, ein rundes Baby das reglos zwischen nummerierten Klötzchen auf dem Rücken lag. Stumpf starrte sie die Holzpferdchen an, die als Girlande an den Stäben befestigt waren.

Ihr Bruder stand immerhin schon aufrecht, die Hände so fest um die Stäbe gekrallt, dass seine Knöchel weiß wurden. Er schlug mit dem Kopf gegen das Gitter. „Gruseliges Kind“, flüsterte Dominique.

Jenny ignorierte ihre Kinder. Es wirkte so, als hätte sie vergessen, dass die beiden aus ihrem Körper gekommen waren. Sie forderten auch keine Aufmerksamkeit ein. Mucksmäuschenstill und gefügig ließen sie die Zeit verstreichen. Tropften Jennys Brüste, weil sie vergessen hatte, ihr Jüngstes zu füttern?

Dominique und ich hatten vor Pepe Leberboor, dem Vater von Jenny, eine Heidenangst. Sogar, wenn er nicht zu Hause war, hatten wir Muffensausen, dass er plötzlich zurückkommen würde. Seine Hand zwischen dem Perlenvorhang an der Hintertür. Auch wenn Jenny von ihm sprach, wurde uns unbehaglich zumute. „Habt ihr Pepe draußen irgendwo gesehen? Er wollte die Spannung vom Elektrozaun kontrollieren.“

Einmal trafen wir ihn dösend am Küchentisch an, mit den Ellenbogen auf der Plastiktischdecke. Neben einem Teller lagen die gekräuselten Fettränder vom Schinken. Er öffnete die Augen, bevor wir durch den bunten Perlenvorhang auf den Hof entwischen konnten.

„Sagen die Mädchen nicht mehr Guten Tag?“

„Guten Tag, Pepe“, piepste ich, woraufhin mich Dominique boxte.

„Das ist ja wohl nicht dein Pepe, oder?“

Das resolute Auftreten meiner Schwester gefiel ihm. Er machte große Augen und versuchte, sich bei ihr einzuschleimen: „Wenn du meine Frau wärest, würde ich dich auf den Dachboden verfrachten und die Leiter absägen.“

Ich verstand nicht, was man von ihr hatte, wenn man nicht mehr zu ihr konnte, aber meine Schwester fühlte sich offenbar geschmeichelt. Auf dem ganzen Rückweg lag sie vornübergebeugt auf dem Lenker, das glühende Gesicht knapp über den klimpernden Milchflaschen in ihrem Fahrradkorb, sichtlich stolz darauf, von Pepe auserwählt worden zu sein, dem Mann, der keinen einzigen Knopf mehr am Overall hatte. Die hatte er vielleicht auch aus gutem Grund abgemacht.

p. 88-93

Spätsommer 1988-1992

Der Sommer in Pluto spielte sich in meiner Erinnerung in immer wärmeren Farben ab. Ich hätte alles dafür gegeben, nochmal zurückzukehren, aber meine Mutter erklärte mir, dass das nicht ginge, weil jetzt ein Mieter im Deichhaus lebte, der Freund eines Freund. „Nein, nicht *der* Freund eines Freundes! Ein anderer.“

Das Foto, auf dem ich mit meinen Schwestern vor der Treppe posierte, bewahrte ich unter meinem Kopfkissen auf und jedes Mal, wenn ich es mir anschaute, fühlte es sich an, als

wäre es in mir drin auch wieder Sommer. Ich sah mir das Foto regelmäßig an, den Glanz in den Augen meiner Schwestern. Meine eigenen Augen konnte ich mir nicht ansehen, denn in dem Moment, in dem meine Mutter abdrückte, musste ich unbedingt etwas in Elisas Ohr flüstern.

In der untersten Schublade des Flurschranks bewahrte meine Mutter das Telefonbuch auf. Ich zog den schweren Katalog heraus und blätterte darin. Die Seiten waren dünn und raschelten. Die Buchstaben waren winzig. Wie viele Menschen es gab. Es war wirklich eine verpasste Chance, dass die Macher dieser Bücher neben den Namen, der Telefonnummer und der Adresse nicht auch ein paar Lieblingssachen der Personen aufgenommen hatten. Annie de Coeur aus dem Karnemelkweg mag lange Herbstspaziergänge am Strand, isst gerne Weinbergschnecken aus der Tüte und macht gerne Kränze aus Salzteig.

Zum Glück kannte ich mich mittlerweile bestens mit der Reihenfolge der Buchstaben im Alphabet aus, und so dauerte es nicht lange, bis ich zum L von Leberboor kam.

Es gab sechs. Sechs Leberboors. Mein Finger fuhr an ihnen entlang. Und dann sah ich ihn: P. Leberboor. Hieß er wirklich Pepe Leberboor?

Wenn die Leute vom Telefonbuch Pepe nach seinen drei Lieblingssachen gefragt hätten, was hätte er dann geantwortet? Meine Tochter Jenny und meine beiden Enkelkinder? Oder: die neue Melkmaschine, den roten Massey Ferguson und den Overall ohne Knöpfe?

Dass ich keine Ahnung von den Top Drei seiner Lieblingssachen hatte, war ein Zeichen dafür, dass ich den Mann eigentlich überhaupt nicht kannte und dass ich gerade nach jemandem suchte, mit dem ich nichts zu schaffen hatte. Trotzdem war es irgendwie magisch, wie der Name da in diesen mikroskopisch kleinen Buchstaben stand: P. Leberboor. Die Adresse neben seinem Namen kannte ich auch: Lege Moerstraat II. Bilder des Sommers nahmen Gestalt an. Meine Schwester, die zwischen den Wildblumen hinter dem Betonklotz mit Straßenschild gepinkelt hatte und danach sagte: Zum Glück habe ich meine Wassersandalen an. Unsere Bremsspuren auf dem Kies, wenn wir unser Ziel erreicht hatten: Lege Moerstraat II. Die Hausnummer war auf den Briefkasten gemalt worden, der Briefkasten, der eine Milchkanne war.

Vielleicht war ich gar nicht auf der Suche nach Pepe, sondern nach einem Beweis dafür, dass ich mir den Sommer in Pluto nicht ausgedacht hatte. Unten im Flur legte ich das aufgeschlagene Telefonbuch neben das Telefon. Die Nummer bestand aus neun Zahlen. Ich musste sie nur wählen und dann würde ich wieder die Stimme von Jenny oder Pepe hören. Aber ich hatte Angst, dass die beiden nicht mehr wussten, wer ich war. Und was, wenn der Mann von Jenny ranginge, der gedrungene Klauenpfleger mit seinem lärmenden Mercedes?

Ich hatte den Leberboors nichts zu erzählen, aber das Telefon war das einzige Mittel, mit dem ich mich wieder nach Pluto beamen konnte – zumindest meine Stimme. „Hallo Jenny. Antonia hier. Na ja, hier ist nicht mehr da. Wir sind wieder in der Stadt. Im Reihenhaushaus neben den russischen Nachbarn. Kannst du mich hören, Jenny? Ist meine Stimme jetzt bei dir? Kannst du mal kurz die Tür aufmachen? Dann rufe ich was nach draußen. Dann bin ich wieder ein bisschen in Pluto. Was soll ich rufen, Jenny? Hast du einen Vorschlag? Meinen Namen? Meinen Namen, ja, das ist eine gute Idee. Hältst du den Hörer raus, Jenny? Dann rufe ich meinen Namen!“

An jenem Tag kam ich nicht weiter, als die ersten drei Ziffern zu wählen, und die brachten mich nirgendwohin. Das langanhaltende Tuten, das darauf folgte, gab mir klar und deutlich zu verstehen, dass mein Lieblingssommer wirklich vorbei war.

Ich widmete Pluto in meinem Tagebuch eine Doppelseite. Bestimmt hundert Mal schrieb ich das Wort „Pluto“ auf, in allen denkbaren Farben. Als wäre Pluto ein Idol, ein Schwarm, ein

Markenname, mein Motto. Vielleicht habe ich die Farben benutzt, um zu vergessen, in welchen Farben mein Lieblingssommer sein Ende nahm.

Der Sommer 1987 ging unauffällig in den Herbst über. Es war Ende September und wir aßen immer noch draußen am Tisch - einer aufgebockten Luke - im Obstbaumgarten. Allerdings mussten wir immer größere Blätterhaufen vom Tisch fegen, bevor wir ihn decken konnten. Jeden Tag klatschte Dominique eine Portion Apfelmus auf unsere Teller. Zum Nachtschiff aßen wir Apfelkuchen mit aufgequollenen Rosinen. Zum Kaffee: Gedeckter Apfelkuchen. Oder Ofenäpfel mit Zimt. Oder den pappigen Apfel Crumble von Jane, die das selbstausgedachte Rezept als einzige gelungen fand.

Wir schüttelten die Äpfel einfach aus den Bäumen, weil wir keine Leiter hatten, die lang genug war, um das Obst an den hohen Ästen zu erreichen. Wir sammelten sie eimerweise auf, füllten Körbe und gehäkelte Einkaufstaschen. Aber weil wir die Früchte fallen ließen, wurden sie schnell matschig. Dominique und ich kontrollierten jeden Abend den Apfelvorrat, der auf Zeitungen auf dem Dachboden lag, fachmännisch zwischen den Schälchen zum Auffangen des Regenwassers platziert. Wir überprüften die Äpfel mit dem ernsten Blick eines Arztes. Die verfaulten Exemplare schleppten wir in einem Jutebeutel die Dachbodentreppe runter und dann warfen wir die Äpfel einzeln gegen die Backsteinhauswand zu Mus, auf die wir mit Kreide ein Mädchen gemalt hatten, das wir Charlene nannten. Ich weiß nicht, wie oft wir Charlene umgekegelt haben.

Trotz der sonnigen Spätsommertage stieg abends eine feuchte Kälte aus dem Boden. Das Lagerfeuer war schon lange nicht mehr besonders spannend, also krochen wir immer früher ins Bett. Wir hatten alle Bücher gelesen, alle Gruselgeschichten erzählt, und die Batterien meiner Taschenlampe waren schon lange leer.

Die Kälte fand durch die Fliesen ihren Weg ins Haus. Wir stritten uns um das einzige Paar dicke Socken, das Wio am Anfang des Sommers mitgebracht hatte.

Jane erinnerte meine Mutter daran, dass wir immer noch schulpflichtig waren. Zuerst gab unsere Mutter ihr Kontra und präsentierte die wildesten Theorien über die verderblichen Einflüsse des Bildungssystems, doch je kürzer die Tage wurden, desto weniger vehement widersetzte sie sich. Auch ihre Hände flogen nicht mehr wie Vögel um ihr Gesicht herum. Sie war müde und hatte nichts mehr zu sagen.

Wir beschlossen, dass sie die dicken Socken haben durfte. Darüber trug sie die Gummistiefel, die wir im Schuppen entdeckt hatten und die locker sechs Nummern zu groß waren. Manchmal stand sie den ganzen Morgen vor der Haustür und sprach flüsternd mit den Rotkehlchen, die auf der eingesackten Deichtreppe herumhüpften. Sie vertraute ihnen an, dass sie Menschen vermisste. Sie fragte sich, ob sie wirklich alle vergessen hatten. Eine der vielen besten Freundinnen oder einer der unzähligen lieben Männer musste sie doch unglaublich vermissen. Ihrer Cousine Titi nahm sie es am übelsten – das traurige Schicksal, das einen ereilt, wenn man jemandes Lieblingsmensch ist.

Jeden Morgen kam sie mit leeren Händen und schlurfenden Schritten in den großen Gummistiefeln vom Briefkasten am Deich zurück. Die hektische Welt, die sie hinter sich lassen wollte, war anscheinend doch die Welt, die am besten zu ihr passte. Sie setzte sich auf die unterste Stufe und zündete sich eine Zigarette an. Sie brauchte Zeugen, ein Publikum. Ohne war sie chancenlos.

„Ich hatte eigentlich gehofft, dass wir mehr Besuch bekommen würden“, gab sie zu, als Dominique sich neben sie auf die Deichtreppe plumpsen ließ. Im Reihenhaushaus in der Stadt kam pausenlos Besuch vorbei. Auch wenn wir schon längst schliefen, herrschte auf dem Flur noch ein reges Treiben. Keine dieser Gestalten hatte sich hier blicken lassen. Es gab nur

wenige Menschen, und dazu gehörten nicht mal die farbenfrohen Freundinnen unserer Mutter, die sich trauten, am Ende des Weges noch geradeaus zu fahren.

Voller Selbstmitleid baute sie sich ein Nest aus Kissen in dem großen Bett aus Mahagoni. Sie faltete sich zusammen und zog den selbstgestrickten roten Überwurf über sich. Sie war wie ein Kind – ohne das schmutzige Ding wollte sie nicht schlafen. Unter der kratzigen roten Kuppel beschwerte sie sich über die Kälte. Meine Schwestern brachten ihr heißen Tee aus getrocknetem Eisenkraut, aber sie wollte ihre Arme nicht unter der Decke hervorstrecken. Der Tee wurde kalt und die Blätter verwandelten sich in schlappe, braune Fischchen.

Wir sahen nur eine Möglichkeit, unsere Mutter zurückzubekommen: Ihr musste wieder warm werden. Zu viert versammelten wir um den Holzofen. Ein anmutiges gusseisernes Monstrum auf verzierten Löwentatzen. Elisa öffnete die quietschende Klappe und steckte den Kopf in den Bauch des Ofens. Nicht, dass sie daraus schlauer wurde. Dominique kam mit einem Arm voll Holz herein, gespaltete Scheite, die sie im Keller gefunden hatte und die aussahen, als wären sie von einer Schneeschicht überzogen, weil sie so schimmelig waren.

Ich knüllte alte Zeitungen mit den Neuigkeiten aus dem Jahr 1976 zusammen. „Neue Katzenkönigin aus Ypern“ stand dort. Das waren doch mal tolle Neuigkeiten, besser als alles, was wir uns früher selbst für unsere Zeitungen ausgedacht hatten. Ich wollte gerne weiterlesen, aber mein Zögern machte Jane ganz hibbelig und sie riss mir die Zeitung aus der Hand.

Unser gutgemeinter Versuch, die Wärme zurückzubringen, endete in einem völlig verqualmtem Haus. Innerhalb kürzester Zeit waren überall im Raum sich schlängelnde Rauchschwaden. Wir rannten uns kreischend über den Haufen, fest davon überzeugt, das Haus würde gleich in Flammen aufgehen. Unsere Mutter blieb liegen, wo sie lag, unter ihrem Überwurf. Ganz kurz war eine Lücke in ihrer Festung zu sehen, aber ohne was zu sagen – sogar ohne eine spitze Bemerkung über den erdrückenden Gestank zu machen – zog sie die Decke wieder runter.

Elisa kippte einen Eimer Wasser über den Ofen. Der fauchte wie eine wütende Katze. Mit Kleidern, Schlafsäcken und Geschirrtüchern wedelten wir den Qualm aus dem Haus.

Der Berg im Bett rührte sich nicht.

p. 127-136

Weil meine Mutter unbedingt von uns wissen wollte, welches Kunstwerk wir gerne wären, stellten wir uns nie die Frage, ob wir sie als Kreation eigentlich gelungen fanden. Die Farbflut, wenn man ihren Kleiderschrank öffnete. Die tiefen Ringe unter ihren Augen. Die klirrenden Silberarmbänder, wenn sie mit ihrer kaputtgerauchten Stimme umständlich ihre wilden Pläne bis ins kleinste Detail ausführte.

Vom Dachfenster in der Waschküche aus sah ich, wie sie quer über die Straße lief, um der Nachbarsfrau die Leviten zu lesen. Mit den strähnigen Haaren, die nur noch an den Spitzen blond waren und dem flatternden Sommerkleid im Januar. Ich war mittlerweile fest davon überzeugt, dass ihr kein einziger Kurator einen Platz an der Wand geben würde, nicht mal einer, mit dem sie geschlafen hatte.

Seit ich wusste, dass sie den Tod meines Vaters absichtlich vor mir geheim gehalten hatte, war es schwierig, den Gestank, der morgens aus ihrem Mund kam, nicht als Zeichen der Verdorbenheit zu deuten. Sie hatte mir nicht nur seinen Tod verschwiegen, sondern auch

noch die Frechheit besessen, Märchen über sein Leben zu verbreiten. Er war alles andere als langweilig gewesen. Ihr Lieblingsmann – diese Worte hatte Elisa verwendet. „Na ja, Lieblingsmann...“. Meine Schwester wollte ihre Wortwahl doch noch korrigieren. „Besser gesagt: Lieblingsjunge.“

An dem Abend, an dem sich meine Eltern begegneten, war ein ganzes Jahr vergangen. Überall in dem verschlungenen Garten wurden Raketen abgeschossen. Auffällig gekleidete Menschen bestaunten sie mit dem Kopf im Nacken. Plötzlich kannten sie nur noch zwei Buchstaben: Das O und das A.

Meine Mutter hatte keine Lust auf eine Party mit den immer gleichen Visagen gehabt, deshalb hatte sie eine Einladung für eine Feier in den Niederlanden angenommen.

Mit dem roten Überwurf über den Schultern stand sie zwischen all den unbekannten Menschen. Sogar das grandiose Feuerwerksspektakel langweilte sie. Aber dann hatten ihre trainierten Augen einen Jungen erspäht, der auf den Boden statt in den Himmel sah. Er war der jüngste Partygast und auch der Einzige, der nicht stillstand. Wie ein Schatten bewegte er sich zwischen der Menge her, mit langen, unbeholfenen Armen und verdrossen herunterhängenden Haaren. Er gehörte hier anscheinend noch weniger hin als sie. Sie gönnte ihm einen besseren Jahreswechsel, einen von Ballons erfüllten Ballsaal voller schöner, sinnlicher Mädchen, die ihre Liebespfeile auf gut Glück durch die Luft schossen. Aber weil sowas nicht wirklich in Reichweite war, beschloss meine Mutter, sich selbst als Alternative anzubieten.

Sie gab der Nacht eine neue Chance, rannte ihm nach, stellte sich vor ihn, drückte ihm den Zeigefinger auf die Brust und machte das Geräusch einer Türklingel, aber er öffnete sich nicht. Sie packte ihn deshalb einfach am Arm und führte ihn von all den Menschen weg. „So, hier kriegt man wieder Luft!“

Er war mit einem Dozenten mitgekommen, erklärte er, als sie wissen wollte, wo er herkam. Unmotiviert zeigte er auf einen Mann, der auf der anderen Seite des Gartens an einem hoch auflodernden Lagerfeuer gerade damit beschäftigt war, einem jungen Mann dabei zu helfen, die Finger richtig auf die Tasten eines Akkordeons zu legen. „Er rettet gerne Menschen.“ Darüber wollte meine Mutter mehr wissen, aber der Junge wurde von etwas abgelenkt, das meine Mutter nicht sah, etwas, das knapp über den Köpfen der Partygäste hing.

„Als kleines Kind habe ich oft geträumt, ich hätte Flügel. Es waren keine großen Flügel, wie die von Engeln oder Adlern. Eher Flossen. Aber ich konnte ihr Gewicht an meinem Rücken spüren. Manchmal spüre ich sie immer noch, aber das erzähle ich niemandem.“

„Außer gerade mir.“

„Weil ich das Gefühl habe, dass du auch davon träumst.“

„Vom Wegfliegen? Ach Süßer! Ich flattere schon so lange, dass meine Flügel längst verschlissen sind.“

Das fand er lustig. Ein trauriges Lachen ist das schönste, dachte meine Mutter.

Mein Vater war an diesem ersten Abend nicht im Bett meiner Mutter gelandet, eine Tatsache, die für ihn sprach und etwas, das meine Mutter völlig aus dem Konzept brachte, denn wer wollte nicht unbedingt mit ihr unter dem legendären roten Überwurf landen?

Außerdem hatte er sie den ganzen Abend kaum angesehen. Die langen klimpernden Ohrringe hätte sie also genauso gut zu Hause im Schmuckkästchen liegen lassen können.

Drinne in der alten Villa beim erneuten Füllen ihrer Gläser musterte sie ihn eingehend. Die spitze Nase, die blonden Haare, die nicht hinter seinen Ohren bleiben wollten und die ängstlichen graublauen Augen, die er ihr einfach nicht gönnte.

„Hast du wenigstens was gegessen?“, fragte sie ihn, und sofort danach dachte sie: Hör dir nur mal selbst zu, als wäre er eins deiner Kinder. Aber sie dachte nicht weiter an ihre drei echten Kinder, die sie bei ihrer Cousine Titi abgegeben hatte.

Hinter ihnen wurde zum zigsten Mal ausgelassen auf das neue Jahr angestoßen. Bierschaum schwappte über, das Make-Up der Tänzer auf der kunstvoll gezimmerten Bar zeigte schon Zeichen des Verfalls. Neben sich spürte sie die Wärme des seltsamen Jungens. Wie lange war es wohl her, dass er noch von seiner Mutter hinter den Ohren gewaschen wurde?

Vorsichtig war sie immer näher an ihn herangetanzt, doch ihr träger betrunkenen Körper an seinem, ihr warmer flüsternder Atem in seiner Ohrmuschel, sogar das leise Klingeln der Creolen - es zeigte bei ihm keine Wirkung.

Als er sie fragte, ob sie Lust hätte, an die frische Luft zu gehen, war das nicht, um das zu tun, von dem sie dachte, sie würden es dort tun.

Sie waren auf einem Balkon gelandet, in der ersten Etage an der Rückseite der Villa, die Beine baumelten durch die angeberische Balustrade. Meine Mutter fragte, ob er auch ein Stück Überwurf wolle, um sich daraufzusetzen, aber das wollte er nicht.

„Das ist mein Netz. Du glaubst gar nicht, was ich schon Schönes damit gefangen habe.“

Sie ließ ihre Beine hin und her baumeln, um zu verhindern, dass ihre lackierten Zehen in den drückenden Schuhen einfrieren würden. Zusammen schauten sie sich die Silvesterraketen an, die irgendwo in der Stadt abgefeuert wurden, Raketen die feierten, dass das neue Jahr eine Stunde und ein paar Minuten alt war. Sie zeigte für ihn auf die schönste Farbexplosion. „Schau mal, die blaue Trauerweide!“

Da zeigte er mit seinem leeren Glas auf die Bäume hinten im Garten und wollte von meiner Mutter wissen, ob sie Tauben mochte.

„Puh, ehrlich, Süßer, ich achte nicht so auf die Viecher. Nur auf die jämmerlichen Exemplare. So eine mit Schnabelräude oder einem amputierten Fuß.“

Der Junge, der mein Vater werden sollte, reagierte nicht, also ergriff meine Mutter die Chance, eine ganze Geschichte abzufeuern.

„Als ich ungefähr fünf Jahre alt war, war ich mit meinen Eltern in Venedig. Tagelang liefen wir unter der weißen Wäsche in den schmalen Gassen her und über kleine Brücken, unter denen flache Boote voller Gemüseboxen herfuhrten. Ich hatte einen Sonnenschirm aus Spitze bekommen, den ich die ganze Zeit lang drehte. Meine Eltern gingen leise plaudernd vor mir her. Das waren so geleckte Menschen, kerzengerade in dunkler, steifer Kleidung. Als sie tot waren, sahen sie genauso aus, wie zu Lebzeiten. Auf dem Markusplatz kniete sich mein Vater hin, eine Handlung, die meine Neugier weckte. Er winkte mir mit seinen Augen. Er konnte es nicht mit den Händen machen, weil in den Höhlen seiner Hände etwas versteckt war. Als ich näherkam, sah ich einen mitleiderregenden Taubenkopf. Schicksalsergeben lag der Vogel in dem Käfig aus behaarten Männerfingern, die Augen geschlossen, als würde er die Südseesonne genießen. Ohne Vorwarnung sprang mein Vater plötzlich auf und in der gleichen Bewegung warf er seinen Fang schwungvoll in die Luft. Flatternd suchte sich die Taube einen Weg in den blauen Himmel. Ich war erschüttert, untröstlich, fing hemmungslos inmitten des riesigen Taubengewimmels zu meinen Füßen an zu weinen. Meine Mutter eilte zu mir, um mich zu trösten und schimpfte mit meinem Vater, er solle mich nie wieder so erschrecken. Aber ich hatte mich nicht erschreckt. Ich hatte einfach nur gedacht, dass mein Vater mir ein Geschenk geben wollte, ein lebendiges Geschenk, etwas mit Augen, die sehen

konnten und Flügeln, die nicht aus Pappe waren, aber bevor ich meine Hände danach ausstrecken konnte, hatte er es in die Luft geworfen.“

Meine Mutter konnte wirklich jedes Thema an sich reißen, auch Tauben, ein Gebiet, von dem sie im Gegensatz zu dem schweigenden blonden Jungen neben sich keinen blassen Schimmer hatte. Stattdessen war sogar fraglich, ob überhaupt irgendwas von der ganzen Venedig-Geschichte stimmte.

Vorsichtig wagte sie einen Blick zur Seite. Es wunderte sie, dass er sie während ihrer intensiven und gefühlvollen Erzählung nicht ein einziges Mal angesehen hatte. Sein Blick lag auf den rauschenden Bäumen im Dunkeln hinten im Garten. Sie betrachtete sein Profil und dachte, es sei nun an der Zeit, Schlüsse zu ziehen. Dieses Jungenexemplar wollte nicht auftauen. Ein Mensch musste wissen, wann die Schlacht geschlagen war. Sie wollte schon aufstehen, ihre Gedanken waren schon auf dem Weg zu einem anderen Mann, einem willigen Typen, so einem, der morgens alles auf den Alkohol schieben würde.

Doch da öffnete sich sein Mund. Andere Vögel interessierten ihn nicht, sagte er, aber schon als kleiner Junge hatte er eine Vorliebe für Tauben, vor allem für die Tauben, die im überdachten Bahnhofsgebäude die Krümel seiner Sirupwaffel verschwinden ließen. Erst kamen sie schüchtern näher, bis sie immer länger zwischen seinen Schulschuhen sitzen blieben. Die Vögel bei ihm im Garten, - Blaumeisen, Spatzen und Amseln -, die hüpfen. Und die Hühner seiner Großmutter, die stakten. Aber Tauben gingen. Sie kamen angestieft, als wären sie unterwegs zur Arbeit, überpünktlich für den Zug um sieben nach acht. Schrittlchen für Schrittlchen bahnten sie sich zielstrebig einen Weg durch das Menschenmeer. Die Flügel wurden nur benutzt, wenn sie aufgeschreckt wurden. Dann fielen sie aus ihrer Menschenrolle.

Weil sie so einfach Menschengestalt annehmen konnten, dachte er, umgekehrt ginge das auch. Dass es nur eine Frage des Glaubens sei.

Er war acht, als er in seiner Klasse vor der Tafel stand, nervös in einem Schuhpaar hin und her rutschend, von denen die Schnürsenkelenden schon zu Pinseln verschlissen waren. „Die Stadtaube stammt von der Felsentaube ab, die aus Kolumbien kommt.“ Er ignorierte den schläfrigen Blick in den Augen seiner Mitschüler in der ersten Reihe und erzählte alles, was er in einem schmuddeligen Buch aus der Gemeindebücherei über seinen Lieblingsvogel gefunden hatte. „Die Stadtaube weist eine große Vielfalt in Form, Farbe, und Muster auf; sie wird durchschnittlich sieben Jahre alt; ein Taubenpaar bleibt bis zum Tod beieinander; ungefähr achtmal pro Jahr legt das Weibchen zwei weiße Eier; Tauben haben unordentliche Nester; Stadtauben mögen Fensterbänke, Dachböden und Balkone.“

Ehe er sich's versah war er bei seinem Lieblingsteil angekommen, der den Titel „Aufgepasst!“ trug. Mit einem Ausrufezeichen, dem Satzzeichen, mit dem sie dem Lehrer zufolge sparsam umspringen sollten.

„Aufgepasst 1! Die Stadtaube kann Wirt von allerlei Parasiten sein, beispielsweise von Milben, Zecken, Flöhen und Hühnerläusen.“

„Aufgepasst 2! Die Nester können Regenrinnenverstopfungen verursachen.“

Das Wort hatte er irgendwo in seinem Schreibheft notiert. Regenrinnenverstopfung – ein Wort, das in eine Vitrine gehörte.

Er hatte sein Referat viel zu ungeduldig runtergerattert, hatte Pausen und besondere Betonungen vergessen, und in seiner Überstürzung, das Ganze so schnell wie möglich hinter sich zu bringen, hatte er glatt vergessen, das beste Detail mit der Klasse zu teilen, den Teil, den er am längsten vor dem großen Spiegel im Schlafzimmer seiner Eltern geübt hatte. „Während des Zweiten Weltkriegs wuchs der Taubenbestand in den Städten beträchtlich, weil viele Brieftauben im unruhigen Kriegstrubel ihre Orientierung verloren und nicht mehr

zurück nach Hause fanden.“ Er sah es lebhaft vor sich: So eine verirrte kleine Taube, die auf einem Springbrunnen auf dem ansonsten leeren Platz saß, bis sie dort auf der gegenüberliegenden Seite auf einer Fensterbank einen genauso einsamen Vogel sah, mit zitterndem Federkleid. Die Kriegsflüchtlinge bauten ein unordentliches Nest in einer wundervollen Regenrinne und sahen schon bald, wie zwei schneeweiße Eier von innen aufgepickt wurden.

Er bekam nur eine mäßige Note für sein Referat, weshalb er eine heftige Abneigung gegen Tauben entwickelte. Er trittete Tritte verteilend durch die Bahnhofshalle. Konnten die Drecksviecher mit ihrem missratenen Gewatschel nicht mal Tempo machen?

Doch als er zehn Jahre später mit seinen Beinen zwischen der Balustrade eines prunkvollen Balkons neben einer schon etwas älteren Frau saß, die einen roten Überwurf als Fangnetz benutzte, kamen sie ihm doch gelegen, all die wunderlichen Fakten, die er irgendwo ganz weit hinten in seinem Gehirn abgespeichert hatte.

Elisa brauchte eine ganze Nacht, um die Geschichte meines Vaters zu erzählen. Ich hoffte, meine Lebensgeschichte würde später mehrere Nächte beanspruchen. Erst im Morgengrauen gingen meiner Schwester die Worte aus.

„Tonia, bist du okay?“ Zum ersten Mal hörte ich, dass sie mir das Gesicht zuwandte. Ich konnte nicht antworten – ich dachte nach, ob „okay“ das Wort war, nach dem ich suchte.

Ein Auto fuhr in unsere Straße. Das Licht der Scheinwerfer glitt kunstvoll über die Decke.

In der Schule hatten wir gelernt, dass Römer die Zukunft in dem Flug eines Vogels gelesen hatten. Ich wusste, dass ich ab jetzt in jeder Taube, in jedem Punkt am Himmel, meinen Vater sehen würde.

Der Vorsatz meiner Mutter für das neue Jahr 1977 bestand darin, nicht mehr an den Taubenjungen zu denken. Aber sie bekam seine Stimme nicht mehr aus dem Kopf: „Fräulein Josepha, vielen Dank für die Nacht“ – so hatte er sich von ihr verabschiedet, bevor er im nebligen Morgengrauen hinten in das Auto seines Dozenten kletterte. Sein Aufbruch hatte sie so sehr getroffen, dass sie ihren Arm kaum in die Luft bekam, um der Rückseite des Autos zu winken. Vielen Dank für die Nacht – wenn andere Männer so etwas sagten, meinten sie die Dunkelheit zwischen ihren Beinen, die sich in Licht verwandelt hatte. Aber dieser Junge hatte sie nicht berührt, auch nicht aus Versehen, weshalb es so klang, als wäre sie die Schöpferin der Nacht. Glaubte er etwa, sie hätte mit ihren ungeschickten Flossen die tausenden, winzigen Sterne in das Schwarz geklebt?

Was sie auch tat, sie kam nicht in Bewegung. Und zu Hause verzog sich das Verlustgefühl auch nicht. Viel zu oft saß sie am Küchenfenster, die Nase gegen das fettige Glas gedrückt. „Was meinst du, Domeniquechen: Der dicke braune da, ist das eine Taube?“ Sie flötete ihre drei Töchter wach, gurrte sie in den Schlaf und in ihren Träumen flatterte sie zwischen den knorrigen Bäumen des Stadtparks umher. Wie konnte es sein, dass dieser liebe Junge nicht durch die von ihr tadellos aufgestellten Reusen in das gehäkelte Netz geflogen war? Ihre Fallen funktionierten sonst immer einwandfrei. Jetzt lag sie allein unter dem Überwurf, verstrickt in ihren Gedanken.

Sie setzte sich auf und mahnte sich zur Ordnung. Konnte man vom Vermissen sprechen, wenn man sich an das vermisste Gesicht nur bruchstückhaft erinnerte? Was sie brauchte, war eine Gedächtnisstütze. Etwas, wonach sie definitiv wüsste, an wen sie da unaufhörlich dachte. Nur dann könnte sie mit Sicherheit sagen, ob er all das Nachsinnen wert war.

Sie schüttete auf dem Küchentisch ihre Handtasche aus, suchte nach der Notiz, die er nach einigem Herumgeklicke mit dem Kugelschreiber aufgeschrieben hatte: „Für all deine Fragen über Tauben ...“, gefolgt von seiner Adresse. Betrunkene Buchstaben, geschrieben mit einem fast leeren Stift. Die Adresse befand sich leider nicht mal eben so um die Ecke, sondern im Ausland, zum Glück aber nur eine Grenze weiter. Ihre Liebe war größere Hürden gewohnt.

Als sie das abgezählte Geld – eine Handvoll – durch die Luke im Glas zur Schalterbeamtin schob, begriff sie, dass sie sich in diesem Augenblick noch in einer luxuriösen Lage befand. Sie wusste nicht wirklich, wen sie vermisste. Wenn sie ohne ihn weitermachen wollte, musste sie nur den halben, unscharfen Jungen aus dem Kopf bekommen. Aber wenn sie in den Zug stieg, würde sie ihrem Gedächtnis einen vollständigen Menschen ans Bein binden. Im schlimmsten Fall würde sie mit einem Jungen zurückkommen, der sich nicht nur in ihrem Kopf, sondern auch in ihren Händen befand.

Meine Mutter hatte das Haus so überstürzt verlassen, dass sie falsch gepackt hatte. Im Badezimmer hatte sie ihre Bürste, ein paar Make-Up-Sachen und eine Packung Windeln in ihre Stofftasche geworfen, aber das schlafende Baby ließ sie liegen. Erst am Bahnhof bemerkte sie ihren Fehler und eilte in eine Telefonzelle, nervös darauf wartend, dass Titi abnahm.

„He, Titi, den Ersatzschlüssel, den hast du noch, oder?“

„Schätzchen, warum?“

„Ich habe die Kinder vergessen. Aber bevor du wieder gleich durchdrehst: Elisa liegt in ihrer Wiege und schläft. Und Jane ist in der Nähe.“

„Jane ist sechs.“

„Das Kind ist so schlau, die löst schon jetzt die Probleme der Welt.“

„Bleib aber nicht so lange weg, José. Ich kann das mit meiner Arbeit nicht ...“

„Jetzt sei mal nicht so großspurig. Ich muss nur mal kurz rauskommen. Du wirst nicht mal merken, dass ich weg bin.“

Als meine Mutter ihren Finger auf die Gabel legte und den Hörer langsam vom Ohr nahm, dachte sie: Stimmt doch, oder? Ich bin ganz schnell wieder da. Ich muss nur kurz herausfinden, ob das wild klopfende Herz da drinnen ein zuverlässiger Kompass ist. Wie lange kann es schon dauern, bis ich das ausbaldowert habe?

Sie blieb drei Wochen weg.

„Wir dachten, du wärest tot!“

„Dann hätte ich dir aber eine Karte geschickt, Titi.“

Elisa war damals ein elf Monate altes Baby. Für so ein kurzes Leben waren drei Wochen eine Ewigkeit. Als unsere Mutter wieder nach Hause kam, hatte meine Schwester vergessen, wer sie war. Sie kreischte jedes Mal, wenn der Kopf unserer Mutter in der Tür auftauchte und schlafen wollte sie nur noch, wenn der große Pulli von Titi in ihre Wiege gelegt wurde. Hatte die ganze Episode bei meiner Schwester deshalb so einen nagenden Kummer verursacht? Weil sie eine Rolle darin spielte, eine Nebenrolle im dunklen Gästezimmer von Titi: Das Baby, dessen Mutter mit den Windeln abgehauen war.